

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S.2 Grußwort [*Andrea Herrmann*]
- S.3 Über den Nutzen von Exposés und warum ich sie nicht nutze [*Andrea Herrmann*]
- S.5 Eine Tasse Kaffee [*Karl Farr*]
- S.6 Frau Mariellas Geschichte [*Katrin Merten*]
- S.7 Das Gesternkind [*Angelika Pauly*]
- S.9 Der Sinn des Lebens [*Thilo Bachmann*]
- S.12 Landstreicher leben [*Elfriede Herold*]
- S.14 Auf der Straße der Zeit [*Kathleen Strobach*]
- S.17 Frühlingserwachen [*Susanne Ulrike Maria Albrecht*]
- S.17 Kirschblüten [*Karl Farr*]
- S.18 Kurzzone [*Johannes Witek*]
- S.19 Deine Augen/ Angstvoll/ Es ist so viel Ruhe ringsum [*Mircea Pop*]
- S.20 Buchstabenspur [*Arno Peters*]
- S.20 Rezension: „Die magische Geschichte von Wundertraumland“ von Beate Plechatsch
- S.21 Rezension: „Geest-mordsmäßig - Krimis aus dem Oldenburger Land“ [*Georg Walz*]
- S.23 Wettbewerbe [*Andrea Herrmann*]

Liebe Leserin, lieber Leser,

wir möchten Sie aufmerksam machen auf die Interessengemeinschaft deutschsprachiger Autoren e.V. (IGDA), die ebenso wie das Veilchen das Ziel hat, Autor/innen zu fördern. Ihre Kontaktdaten finden Sie auf der letzten Seite dieser Ausgabe.

Und wieder gibt es gute Neuigkeiten von einer unserer Autorinnen: Angelika Pauly gewann den zweiten Platz beim Liter(N)aturwettbewerb von Weiberrevier e.V., den fünften Platz bei Neverendingland und gehört bei dem Wettbewerb des Acheron-Verlages "underground lyrics 2005" zu den Preisträgern. Herzlichen Glückwunsch!

Unsere Leser/innen und besonders die Autor/innen möchte ich noch darauf hinweisen, dass ältere Ausgaben des „Veilchens“ auch auf unserer Webseite stehen (URL siehe unten).

Herzliche Grüße von Andrea Herrmann

Diese Zeitschrift kommt alle drei Monate heraus und kann gegen 2,00 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag). Bei Selbstabholung 1,00 €

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o D. Plaza, Georg-August-Zinn Allee 2, D-68519 Viernheim oder per Email bei: veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch zum Herunterladen auf der Webseite:
www.geschichten-manufaktur.de/veilchen1.html

Über den Nutzen von Exposé's und warum ich sie nicht nutze

Neulich wurde auf einem Romankurs mal wieder intensiv betont, dass man gar nicht erst zu schreiben anzufangen brauche, ohne vorher ein Exposé erstellt zu haben. Natürlich wusste ich das. Es steht ja in allen Lehrbüchern. Da dieses Vorgehen meinen Romanprojekten bisher allerdings mehr geschadet als genutzt hat, hatte ich das Planen jedoch inzwischen abgetan als etwas, das erfolgreiche Schriftsteller den „Kleinen“ beibringen, um sie davon abzuhalten, jemals einen Roman abzuschließen und mit ihnen zu konkurrieren.

Ich jedenfalls habe jahrelang Romane zu Tode geplant: Exposé geschrieben, eine Liste der Szenen mit deren Inhalt und Rolle innerhalb der Geschichte. Neue Ideen führten dazu, dass ich die Pläne von vorne bis hinten anpassen musste. Zu meinem „Einhorn“ sind solche Quälereien dokumentiert, die sich durch meine gesamte Jugend zogen. Mindestens ein Dutzend verschiedener Exposé-Entwürfe dieses Romans existieren. Keiner davon wurde je geschrieben. Unzusammenhängende Einzelszenen zeugen von schmerzhaftem Auf-der-Stelle-treten.

Zur Übung und um endlich meinem Drang zu schreiben nachzugeben, während ich das größte Kunstwerk aller Zeiten vorbereite, probierte ich darum Folgendes: Ich schrieb einfach drauflos. In einigen Wochen sprudelte aus mir ein hundertseitiger historischer Roman. Leider lohnte es sich nicht, ihn zu überarbeiten. Die Handlung vollführte einen Zickzack-Kurs, machte drei verschiedene Aussagen gleichzeitig und führte nirgendwo hin. Einiges jedoch beeindruckte mich positiv: Da der Roman innerhalb kurzer Zeit entstand, hatte ich den Stil, die Symbolik und die Persönlichkeiten durchgehalten. Er war er aus einem Guss. Da wechselte niemand die Haarfarbe, was sonst leicht passiert, wenn sich das Schreiben über

Jahre hinzieht. Ich überraschte mich selbst damit, wie rund die Geschichte trotzdem gelang, wie ich vorher eingestreute Motive und Andeutungen später wieder aufnahm, um ihnen Bedeutung zu geben, wie ich schreibend am kreativsten war und flexibel auf bessere Ideen eingehen konnte.

Inzwischen sind zwei Romane fertig, und ich arbeite zielstrebig am dritten. Nach meiner eigenen Methode, die zwischen der totalen Planung und dem wilden Drauflosschreiben liegt. Natürlich kann ich nicht beweisen wie gut sie taugt. Immerhin liegen ihre Ergebnisse weder im Laden noch bei Käufern zu Hause. Doch selbst kritische Probeleser haben mir noch nie vorgeworfen, dass meine Geschichten wirkten wie ziellos dahingekritzelt. Im Gegenteil wird meine Spannungsführung und die Entwicklung der Geschichte gelobt, einschließlich der überraschenden Wendungen, die mich selbst – ehrlich gesagt – auch oft verblüffen. Weil sie nämlich gut vorbereitet scheinen, obwohl sie es nicht sein können. Ich schreibe also weiter so, ohne jegliches schlechtes Gewissen.

Und zwar folgendermaßen: Ich plane nur so viel wie nötig. Ganz wichtig ist, dass ich nie aus den Augen lasse, was ich sagen will, d.h. das Thema und der zentrale Konflikt. Damit ich sie nicht vergesse, notiere ich sie. Das legt den Grundstein zum Exposé. Der nächste Schritt zieht sich teilweise über Jahre hinweg, manchmal geht er aber auch ganz schnell: Ich brauche eine Ausgangslage, die es mir erlaubt, mein Thema so zu diskutieren, dass es mich selbst überzeugt. Um diese zu skizzieren, schreibe ich das erste Kapitel des Romans oder auch eine Zusammenfassung einer ersten Handlungsversion. Die Hauptpersonen und deren Ziele und Konflikte müssen hieraus klar werden. Wie es mit ihnen weitergeht und endet, worin die Wendepunkte des Romans bestehen,

kann ich aufschreiben oder es sein lassen. Wenn ich sie festhalte, weiß ich eines ganz sicher: So wird es nicht verlaufen. Darin liegt wohl das Skandalöse meines Vorgehens. Mir genügt es, wenn ich weiß, dass es einen Handlungsablauf gibt, der meine Aussage transportieren und der funktionieren würde. Später dient er nur als Notlösung. Die erste Idee ist leider sowieso die trivialste und klischeehafteste. Ausgehend vom Startkapitel kann nun das kreative Schreiben beginnen. Ein zweites und drittes Kapitel entsteht. Manchmal stelle ich jetzt fest, dass es so doch nicht funktioniert, und diese Kapitel oder die ganze Idee werden wieder verworfen. Da ich sehr schnell schreibe, geht nicht viel verloren. Dann warte ich auf die nächste Idee und probiere diese. Auch später vergaloppiere ich mich immer wieder und eliminiere auch mal ganze dreißig Seiten. Wer ohne verbindliches Exposé lostippt, muss stets bereit sein, Fehler bald zu entdecken und Schlechtes wegzuwerfen. Eben darum halte ich mich bei der ersten Version nicht zu sehr mit Details, Stil, Grammatik u.ä. auf. Diese ist stets noch eine Skizze, bei der es mir nur darauf ankommt auszuprobieren, ob die Handlung funktioniert, und vor allem schnell voran zu kommen. Ändere ich wegen spontaner Ideen die Strategie, wird vorne erstmal nichts angepasst. Dieses schnelle und sich nicht an Schreibfehlern aufhaltende Schreiben fördert die Kreativität. Ich gerate „in Fluss“, d.h. in Schreibrausch, und was dabei entsteht, gelingt besser als alles, was ich planend entwerfen könnte. Ganze Szenen für spätere Romanstellen, die mir vorher spontan einfielen und ich unbedingt tippen musste, habe ich noch nie verwenden können und tat ich es doch, wirkten sie wie implantierte Fremdkörper. Sie waren ja nicht dem chronologischen Schreibfluss entsprungen. Bitte nicht die Hände über dem Kopf zusammen schlagen, aber: Ich lasse meine Hauptpersonen ihre Geschichte selbst entwickeln. Ich vertraue ihrer Weisheit. Ich halte mich zurück. In manchen Szenen

blieb ich stecken, weil ich den weiteren Verlauf im Kopf hatte, sich die Personen aber weigerten, so weiterzumachen. Warum? Was ich mir früher ausgedacht hatte, funktionierte inzwischen gar nicht mehr und entsprach weder den Personen noch der Situation. Ich bin nur die Protokollantin. Ich bin die Göttin, die die Personen und Orte erschafft und die Ausgangssituation. Alles Weitere überlasse ich seinem Schicksal, das durch meine Vorgaben vorgezeichnet ist. Überraschungen geschehen, die logisch sind, und die ich unbewusst vorausgeahnt hatte. Wenn ich zurück blicke, habe ich – oder doch meine Spieler? – die Wendung vorbereitet, aber wenn es dann passiert, staune ich selbst. Oft begreife ich da erst eine Bemerkung, die eine Person früher gemacht hat, nun spielt alles zusammen. Hatte ich ein Exposé geschrieben, passe ich es der geänderten Handlung an und überlege, wie es jetzt weitergehen könnte. Wohl wissend, dass es auch so nicht passieren wird. Das Exposé kommt erst dann zur Ruhe, wenn im Roman der letzte Vorhang fällt.

Zwischen diese stürmischen und chaotischen Schreibphasen, in denen ich es fließen lasse, schiebe ich immer wieder Denkphasen, in denen ich prüfe, ob denn alles in die Richtung läuft, die dem Leser die Botschaft übermittelt, die ich meine. Besonders wichtig sind die Wendepunkte als die Weggabelungen, an denen ich inne halte und mir Rechenschaft ablege über die Folgen, die eine Abzweigung nach links oder rechts für den Rest der Geschichte haben wird.

Mir ist durchaus klar, dass dieses Vorgehen nicht bei jedem Genre funktioniert. Meine Entwicklungsgeschichten können je nach Aussage so oder so ausgehen. Das macht mich flexibel. Krimis beispielsweise haben ihre eigenen Gesetze und müssen sicher tatsächlich von hinten her geplant werden.

Andrea Herrmann

Eine Tasse Kaffee

Oft, wenn mir danach ist, wenn ich zum Beispiel Abstand brauche, fahre ich in die Düsseldorfer Altstadt. Das mache ich allerdings nicht, um das berühmte Alt zu trinken. Nein, ich trinke hier in Ruhe eine Tasse Kaffee, lese Zeitung, schreibe oder schaue den Menschen zu. Hin und wieder trinke ich natürlich auch ein Alt!

Ich habe hier meine Cafés. Da ist zum Beispiel der Chinese, eigentlich ein Schnellimbiss, der aber auch passablen Kaffee anbietet. Im Sommer kann man in der Nähe des Rheins schön draußen sitzen, auf Bänken an zusammengestellten Tischen, mit Plastikdecken darauf. Eine chinesische Familie kümmert sich um das Wohl ihrer Gäste.

Es ist alles so, wie man sich einen chinesischen Imbiss vorstellt. Die Theke mit den vielen typischen Gerichten wie Reis, Bambussprossen und Hühnchen, steht parallel zum Eingang. Der Raum hell, mit Tischen und Stühlen aus dunklem Holz. An der Decke hängen die typischen Lampions.

Das Besondere jedoch sind die Straßenlaternen, die sich an der Außenwand befinden und, ich glaube, aus Shanghai stammen.

Wo ich noch gern hingehere, ist der Türke, eigentlich ein Hotel mit Frühstücksraum, zweigeteilt, der auch als Café dient. Die Wände sind in Orange gehalten, die Theke, verchromt, befindet sich ganz hinten. Die Rezeption ist an der Seite, beim Aufgang zu den Zimmern.

Die Sitzmöbel bestehen aus Stahlrohrsesseln, mit Kunstlederbezug und Stahlrohrtischen. Hier bedienen junge Frauen mehrerer Nationalitäten, und im Sommer stehen einige Tische und Stühle vor der Tür.

Das dritte Café nun ist das „Blues-Corner“, zum Schreiben nicht so geeignet, aber zum

Lesen und Unterhalten. Wie der Name es schon sagt, wird hier hauptsächlich Blues gespielt. Es ist nicht sehr groß, aber hell, mit schwarzen Holzbalken durchzogen.

An der Wand hängen viele Plakate und Bilder, von wechselnden kleinen Ausstellungen. Die Theke befindet sich gegenüber dem großen Fenster, wenn man hereinkommt, rechts. An der Seite sind eingebaute Tischchen in einer Art Nische, überall sind Hocker.

Der Wirt heißt Heimo und mit ihm und seiner Frau kann man manches Schwätzchen über Musik, den Musiker, Literatur und sonstige Dinge führen. Manchmal gibt es am Wochenende oder an den Feiertagen ein Konzert. Dann ist es gerammelt voll, denn das „Blue-Corner“ ist nicht sehr groß.

Andere Cafés meide ich, auch wegen ihrer Professionalität. Oder die Schicki-Micki-Cafés auf der Bolker! Damit habe ich einfach nichts am Hut.

Natürlich trinke ich auch zu Hause Kaffee, besonders am Morgen. Ohne Kaffee beginnt für mich kein Tag. Höchstens abends nehme ich mal einen Tee oder ein Glas Bier zu mir.

Wenn ich einen Freund besuche oder selbst Besuch bekomme, reden wir stundenlang bei einer Tasse Kaffee und einer Zigarette.

Die Zeit vergeht dabei in angenehmer Atmosphäre, w5.52 T Tj0 Tc (selbst) ToderAndere

Frau Mariellas Geschichte

Frau Mariella hatte sich den Sommer schon fast abgewöhnt. Kaum hatte sie auf ihre langen Ärmel verzichtet, schob sich für Wochen ein grauer Himmel zwischen Sonne und Asphalt. Die Tage am See sind vorbei, ohne dass es sie gab seit dem letzten Schnee. Früher ist Frau Mariella oft zum See gelaufen, um Sonne zu angeln und ihre Füße im Wasser zu kühlen.

In diesem Jahr ist der Sommer zäh. Seit ein paar Tagen scheint der Himmel unwirklich blau. Grelle Lichtspalten brechen an den dicken Samstolen in Frau Mariellas Wohnung vorbei. Hinter dem Fenster liegt die alte Dame auf der Lauer, um sicher zu gehen, dass das Licht nicht trügt.

Tagsüber verlässt Frau Mariella die Wohnung nur, wenn ihre Vorräte erschöpft sind. Sie braucht nicht viel und was sie braucht, lässt sich in wenig Zeit sammeln. Im Einkaufszentrum zwei Straßen weiter sind am Vormittag nicht viele Menschen. Der Markt ist groß genug, um nicht in ein Gespräch zu kommen. Zwischen den Regalen kann man gut unauffällig sein. Man muss sich beeilen, geschäftig tun. Frau Mariella könnte sich nie die Zeit nehmen, an der Käsetheke vorbei zu gehen, um sich auf den Geruch frischer Käseerei einzulassen. Eilig huscht sie durch die Gänge und holt das Nötigste, um lange zu reichen. Butter, Brot, Zucker, Tee, Spülmittel, Waschmittel, Zellstoff. Damit kann man leben. Großstädte sind überhaupt die einzige Möglichkeit.

Manchmal vermisst Frau Mariella das Leben. Dann fehlt ihr das Lachen von Kindern, die in der Sonne mit dem Brunnenwasser spielen. Oder der Geruch nach fremden Ländern zwischen den Restaurants und der Klang schwatzender Menschen, die bei Rotwein und Kerzen den Abend miteinander teilen. Es ist nicht

so, dass sie selbst in einem Restaurant sitzen möchte. Ihr ist es gerade genug, von der anderen Seite der Scheibe aus zu beobachten. Manchmal fehlt ihr das Leben so sehr, dass es weht tut. An diesen Tagen macht Frau Mariella ihre Ausflüge. Sie zieht sich an, knotet ihre Haare zusammen, steckt ihren Wohnungsschlüssel in ihre Tasche. Sie zieht die Tür hinter sich in den Rahmen und weiß, dass es Stunden dauern wird, bis sie wieder durch diese Tür tritt. Auf den Straßen liegt der Geruch von sonnenverbranntem Beton. Gerüche die man einmal kennt, werden nicht wieder fremd. Frau Mariella liebt diese Zeit, dann ist ihr Leben echt. Es ist Zeit, auf die sich Frau Mariella einlässt. Sie geht aufmerksam die Straßen entlang, berührt den Boden vorsichtig, Schritt für Schritt. Sie sammelt einige Fetzen Wirklichkeit: Ein Geräusch, ein Lachen, ein Grillenzirpen, der Blick eines Menschen, die Hände eines Kindes, das Gefühl von Regen auf der Haut, die Gerüche vor einem Bäckerladen. Ein paar Beutel voll Leben, das wird reichen für die nächsten Wochen.

Frau Mariella achtet bei ihren Ausflügen darauf, sich gewöhnlich zu verhalten, damit sie von anderen unbemerkt bleibt und nicht angesprochen wird. Sie braucht keine Menschen um sich. Sie kennt nicht mehr viele mit Namen. Auch ihr eigener Name ist ihr lange fremd geworden. Frau Mariella ist nicht ihr richtiger Name. Es ist der Name der alten Dame, die in dem ausgebeulten Haus mit den knarrenden Fensterläden neben ihren Eltern wohnte, als sie noch Kind war. Die alte Dame trug immer schicke Kleider, war faltig an den Händen und viel kleiner, als sie selbst inzwischen ist. Als Kind wollte Frau Mariella oft Geschichten von ihr hören. Doch die alte Dame erzählte ihr nie eine

Geschichte. „Worte nutzen sich ab“, hatte sie barsch zu dem Mädchen gesagt, „Am besten, man benutzt sie gar nicht.“ Das ist alles, was sie noch von der alten Dame weiß. Frau Mariella verstand nicht, was die alte Dame meinte. Irgendwann aber merkte sie, dass sich das Leben wie ein zäher Sommer aus ihren Tagen geschlichen hatte. Inzwischen spricht Frau Mariella auch nicht mehr. Worte sind anstrengend, sie brauchen ihre Geschichten und Frau Mariellas Geschichten sind gelebt und erzählt. Übrig bleiben stumme Gedanken, ein Buch, das niemand liest. Frau Mariella blättert darin herum, schwarze Schrift auf weißem Papier, Zeile für Zeile. Sie braucht keine Menschen, die sie verstehen. Sie braucht keine Namen. Keine Unterhaltung, auch kein Fernsehen. Ihre Augen sind ohnehin trübe geworden, ihre Tage leer. Sie schläft viel.

Im Sommer erinnert sich Frau Mariella an ihre Reisen. An den besten Tagen nimmt sie die Tram zum Bahnhof und denkt sich eine Zahl zwischen eins und siebzehn aus. Zwischen den eilenden, drängenden Menschen bewegt sie sich hektisch. Mit steifem Blick holpert sie auf den Bahnsteig zu, an dem die ausgesuchte Zahl steht. Wenn dort lange kein Zug fährt, hat sie eine gute Zahl geraten. Heute ist so ein Tag. Sie stellt ihre Tasche auf die Bank am Bahnsteig, setzt sich daneben und trägt einen angestrengten Blick auf. Wenn sich die Leute mit ihren Taschen und Koffern

einfinden, schaut sie auf ihre Uhr, murmelt etwas von Kaffee und verlässt den Bahnsteig.

Frau Mariella hat lange keine Reise mehr gemacht. Von diesem Sommer gibt es nichts, was man erzählen könnte. Früher hat sie mit Fotos aus fremden Ländern ihre Wände tapeziert — zur Konservierung der Erlebnisse. Manchmal fehlt ihr das Reisen, aber ihre Schränke sind voll mit dieser Art von Konserven.

Nach ihren Ausflügen kehrt sie erschöpft in ihre Wohnung zurück. Unter ihren Füßen kleben Kieselsteine. Das wird ihr fehlen im Winter. Ihre Haut riecht von der Hitze des Tages süßlich und satt. Eine seltsame alte Dame, die barfuss durch die Straßen läuft.

Katrin Merten

Jahrgang 1982, geboren in Jena, schreibt Lyrik und Kurzprosatexte sowie Rezensionen. Sie veröffentlichte bisher mehrere Texte in Onlineforen (www.sinnbar.de) sowie in der Jungen Welt. Weitere Veröffentlichungen, u. a. in Anthologieprojekten folgten. Nach der Teilnahme am Eobanus Hesus Wettbewerb 2005 erhielt sie ihren ersten Literaturpreis. Katrin Merten lebt und studiert in Leipzig (seit 2002 Sozialpädagogik an der HTWK Leipzig und seit 2005 Betriebswirtschaftslehre im Fernstudium).

Das Gesternkind

Julie hieß ein kleines Mädchen, das vor einiger Zeit in einer hübschen großen Stadt lebte. Es spielte gerne wie alle Kinder und mochte nicht aufhören, wenn die Mutter sie rief, um eine Besorgung oder die Schularbeiten zu machen.

„Ja, gleich!“, antwortete es dann und ließ sich Zeit.

Sollte es um acht Uhr in der Schule sein, kam es um neun; wartete die Oma um drei Uhr auf das Kind, so erschien es um vier,

weil unterwegs so viele interessante Dinge zu beobachten waren. Schickte die Mutter es zum Milchmann, dann dauerte es Stunden, bis es dort ankam und es war viel zu spät um noch frische Milch zu bekommen. „Du verlierst noch einmal Deine Zeit“, seufzte die Mutter oft.

An einem Morgen auf dem Weg zur Schule sah Julie am Wegesrand eine kleine Schnecke, die langsam von einem Löwenzahnblatt hinabrutschte und auf dem

Weg zu einer Regenpfütze war, um dort zu trinken. Das Mädchen legte den Schulranzen ab, ließ sich auf die Knie nieder und beobachtete interessiert das Geschehen. Nun sind Schnecken sehr, sehr langsam und nach einer Stunde fielen Julie die Augen zu und sie schlief ein. Die Sonne bemühte sich noch, sie an der Nase zu kitzeln als wollte sie sagen: „Hey, steh‘ auf und geh‘ zur Schule, die Lehrerin wartet schon!“ stieg dann hoch hinauf zum Himmel, strahlte später als Nachmittagssonne und ging am Abend unter. Der Mond löste sie ab und deckte Julie mit seinem Silberlicht zu. So schlief das Mädchen bis zum nächsten Morgen. Um kurz vor acht Uhr weckte sie das Läuten der Schulglocke. Erschrocken sprang es auf, lief schnell zur Schule und schaffte es gerade noch, rechtzeitig um acht Uhr im Klassenzimmer zu sein. Die Lehrerin fragte nach den Schularbeiten und Julie zeigte stolz ihren Aufsatz und die gelösten Rechenaufgaben. „Aber das sind doch die Aufgaben von gestern“, sagte die Lehrerin und schüttelte den Kopf.

Am Mittag zu Hause fragte die Mutter: „Was möchtest du denn heute essen?“ „Möhren und Kartoffeln“, antwortete Julis. „Das hatten wir doch gestern“, sagte die Mutter daraufhin verwundert. „Was wollen wir spielen?“ fragten die Freundinnen am Nachmittag, als sich die Kinder auf dem Spielplatz trafen. „Fangen“, antwortete Julie. „Ach, wie langweilig, das haben wir gestern gespielt“, riefen die Kinder und liefen fort.

Das Mädchen machte fortan die Schularbeiten von gestern, trug die Kleidung von gestern, antwortete auf die Fragen von gestern und so nannten die Leute es das Gesternkind. Da es sehr hübsch und dazu freundlich war, jeden anlächelte, mochten die Menschen es gerne. Zudem konnte es ihnen sagen, wo sich verloren geglaubte Sachen versteckten. Hatte ein Schlosser am Abend seinen Werkzeug verlegt und fand es am

Morgen nicht wieder, so brauchte er nur das Gesternkind danach zu fragen, denn es sah auch die Dinge von gestern als die des heutigen Tages vor sich.

„Es lebt halt in einer anderen Zeit“, sagten die Leute und streichelten dem Kind zärtlich über den Kopf.

Das kleine Mädchen aber fühlte sich in seiner verschobenen Welt nicht glücklich und wäre gerne wieder eine Heutekind geworden. So ging es traurig über die Felder und Wiesen zu einem nahen Wald. Hier setzte es sich auf einen Stein und weinte.

„Nicht traurig sein“, hörte es da eine feine Stimme neben sich. „Ich kann dir helfen, wenn du magst.“

Julie blickte sich um und sah ein Männchen an einem Baum gelehnt stehen, kaum größer als eine Hand.

„Ich bin das Zeitmännchen“, stellte es sich vor und lupfte seinen Hut.

„Wie kannst du mir helfen?“ fragte das Kind und weinte noch ein wenig weiter.

„Dir fehlen, um ein Heutekind zu werden, ein Tag und eine Nacht. Du hast sie verloren als du die Schnecke beobachten wolltest und dabei eingeschlafen bist. Diese Stunden mußt du dir besorgen“, antwortete der Kleine.

„Ja, aber wo bekomme ich denn einen Tag und eine Nacht her. Kann ich sie kaufen?“ fragte das Kind.

„Nein, Zeit kann man sich nicht erkaufen“, sagte das Männlein und sah etwas streng aus, „aber vielleicht bekommst du sie geschenkt.“

„Woher denn? Wer verschenkt denn Zeit?“ wollte das Mädchen wissen.

„Die Zeit ist um uns herum und wenn man wartet, still sitzt und einfach nur abwartet, dann bleibt sie stehen und wird einem Menschen gutgeschrieben. Das wissen die meisten nur nicht.“ Das Männchen lachte verschmitzt, „aber du weißt es jetzt und nun folge mir.“

Das Zeitmännlein ging tief in den Wald hinein und Julie folgte ihm. An einer Stelle, dort wo der Wald am dunkelsten, die Tannen am höchsten und die Luft am

kältesten war, hieß es dem Mädchen, sich niederzusetzen und zu warten. Dann zog es seine Jacke aus, nahm aus der Hosentasche ein kleines Messer und begann, einen dicken Baumstamm damit zu bearbeiten.

„Was machst du da?“ fragte Julie.

„Ich will diesen Baum fällen“, antwortete das Männchen und schnitzte eifrig weiter.

Julie schaute zu wie die Holzspäne auf den Boden fielen und wartete. Mehrere Tage und viele Nächte hindurch arbeitete das Zeitmännlein ohne Pause und ohne Rast.

Das Gesternkind wartete geduldig ab, schlief in der Nacht auf dem Moos des Waldbodens und trank am Morgen den Tau von den Blumen. Nach einer ganzen Woche war endlich die Hälfte des Baumstammes mit dem kleinen Messer durchschnitten. Sägespäne und –splitter lagen auf dem Boden und das Männlein hob eine Handvoll davon auf und reichte sie dem Kind: „Hier, nimm dir etwas davon und stecke es in deine Rocktasche! Dann gehe zurück in deine Stadt und schaue auf die Turmuhr. Wenn eine volle Stunde schlägt, wirf einen Holzspan auf den Boden.“

Julie tat, was das Männchen zu ihr sagte und lief aus dem tiefen Wald hinaus bis in seine Heimatstadt. Vor dem Rathaus blieb es stehen und schaute zur Turmuhr hinauf und bei jedem vollen Stundschlag warf es einen Span auf den Boden. Der Stundenzeiger rückte dann eine ganze Stunde nach vorn. Nach einem Tag und einer Nacht schlief sie erschöpft auf dem Pflaster des Rathausplatzes ein. Kindergeschrei weckte sie und sie sah ihre

Freundinnen lachen und hörte sie fragen: „Julie, was wollen wir spielen?“

Sie stand rasch auf und rief ihnen zu: „Verstecken!“

„Ja!“, riefen die Kinder und liefen in alle Richtungen, um ein gutes Versteck zu suchen.

Am Mittag ging Julie nach Hause und die Mutter fragte sie: „Was möchtest du essen?“

„Nudeln“, antwortete das Kind und bekam einen großen Teller Spaghetti mit Tomatensauce, frisch gekocht.

Als dann am Nachmittag der Schlosser sein Werkzeug suchte, das er am Abend vorher verlegt hatte und das Gesternkind ihm nicht helfen konnte, strich die Mutter Julie zärtlich über den Kopf und sagte: „Ich glaube, jetzt bist du ein Heutekind.“

Am Abend aber kurz vor dem Einschlafen, schaute das Mädchen aus seinem Kinderzimmerfenster zum Wald hinaus, wo das Zeitmännlein wohnte und warf einen Handkuss zum Dank hinüber. Ob das Männchen ihn wohl gesehen hat?

Angelika Pauly

Jahrgang 1950, Schriftsetzerin, Studium der Mathematik, schreibt Kurzgeschichten und Gedichte mit zahlreichen Veröffentlichungen in Anthologien, Literaturzeitschriften und im Rundfunk; Buchveröffentlichungen: "Kieselsteine – ein Lebensbuch" und „Wanderstedt, Ansichten einer Seelenstadt“, beide im Geest-Verlag, Vechta; <http://angelika-pauly.de.ms>

Der Sinn des Lebens

In den Gärten des Sallust schlendern zwei Menschen von verschiedener Art durch die Taxusgänge. Der eine ist eine junge Frau kaum 30jährig, ihr Gesicht zeigt einen eigenartigen Reiz, ihre hoch aufgeschossene Figur wirkt natürlich auf den Betrachter. Sie trägt ihre blonden Haare aufgesteckt und heißt Edith. Obwohl

in ihrer Familie streng erzogen, ist sie weitherzig, strahlt überall Zuversicht aus, glaubt an das Gute im Menschen und will keine finsternen Gedanken gelten lassen. Ihre Neigung zur Religiosität hat sie von ihrer ersten Mutter.

Neben ihr geht, manchmal stehen bleibend, Roland. Mit seinen 44 Jahren, athletisch

gebaut, sieht man ihm sein Alter nicht an. Aus einer aristokratischen Familie stammend ist er ein Republikaner. Zu dieser Zeit stand sein Haus in der Nähe der Porta san Lorenzo (ehemals das Tiburtinische Tor).

Edith, an Größe fast die ihres Freundes erreichend, beginnt das Zwiegespräch folgendermaßen, ihr anmutiges Gesicht Roland zuwendend: „Wir können Gott nicht die Schuld an unserer Unzulänglichkeit geben. Die Verbrechen, die wir begehen, die haben wir selbst zu verantworten. Der Menschen Wille ist frei.“

Roland, der weltbereist ist und sich dem Studium der Philosophie und Geschichte gewidmet hat, sagt mit einem feinen Lächeln: „Ja, so frei wie der geworfene Stein, der sich einbildet er könne fliegen.“ Aber Edith übergeht seinen Spott und ruft aus: „Gütiger Himmel, du fürchtest dich nicht vor Gottes Allmacht und Rache. Ich verstehe dich nicht.“

Aber Roland erwidert mit ruhigem Gesicht: „Wo ist er denn, dieser lebendige Gott? Ich habe den Himmel entlang, den Gang der Gestirne, ich habe die gnadenlose Natur und die grausame Geschichte der Menschen durchforscht und keinen Gott gefunden als das Recht des Stärkeren, die Notwendigkeit, die furchtbare Göttin, deren Anblick versteint wie der der Medusa.

Du birgst dich, Edith, in die Mantelfalten deines geträumten Gottes, du steckst dein Haupt in seinen Vaterschoß, starrt dich das Schicksals Walten mit den Gorgonenblicken an. Wohl, es sei so, aber rege dich nicht auf über den Mann, der meint, es ist kein Gott und wird er darum zu Stein. Ja, das Lächeln und das Weinen sind zwei holde Genüsse. Prometheus aber hat nicht gelächelt, als ihm Pandora die betörende Büchse bot. Aber er hat auch nicht geweint, als ihm Gewalt und Kraft die Glieder an die Felsen schmiedeten. Und an den Adler, der ihm die Leber zerfleischt, daran hat er sich gewöhnt. Und eher ermüdete das Schicksal den Titanen zu quälen als dass sich der Titane gebeugt.“

Beide sind indessen durch einen Rosengang geschritten. Am Ende des Ganges setzt sich Edith auf einen etwas abschüssigen Rasen und deutet Roland, sich neben ihn zu setzen. Nachdem sich Roland niedergelassen hat, meint Edith ungehalten: „Hörst du, Roland, sprich nicht so schreckliche Dinge. Ich kann sie nicht hören.“

Roland erwidert schroff: „Dann frage mich nicht, denn es kommen Antworten, die dir nicht gefallen.“ - Roland zeigt mit dem Zeigefinger nach Norden, wo die Thermen des Diocletian zu erkennen sind, weiter westlich die Porta Maggiore. „Ein schöner Anblick“, sagt er sanfter werdend. Edith sagt leichthin: „Ich bete jeden Tag zu Gott, dass er kranken und unglücklichen Menschen beistehe und es keinen Krieg gibt.“

„Beten“, versetzt Roland verächtlich. „Noch ist kein Gebet durch die Wolken gedrungen... Und wenn es durchdrang fand es den Himmel leer.“ Traurig sagt Edith: „Du leugnest also den Gott der Liebe aus unserer Welt hinaus? Den Gott, der allweise, allmächtig und allliebend vom Himmel aus der Menschen Gedanken, Geschehnisse und Wege leitet, den leugnest du?“

„Ja“, erwidert Roland heftig, „den leugne ich.“ Und erhebt sich wieder, als auch Edith dieselben Anstalten macht, hilft ihr Roland galant in die Höhe. Während sie einen von Rhododendronbüschen umsäumten Weg entlang gehen, fährt Roland düster fort: „Und wäre da oben ein Wesen, lebendig und wissend, was es tut oder geschehen läßt, man müsste man wie die Riesen unserer Göttersage Berg auf Berg und Fels auf Fels türmen und seinen Himmel stürmen, und nicht ruhen und rasten bis man das teuflische, grausame Gespenst von seinem blutigen Schädelthron gestoßen hätte, oder man selber gefallen wäre von seinem Blitz.“

Erschrocken weicht Edith ein paar Schritte zurück und sagt: „Das war die furchtbarste Gotteslästerung, die ich je gehört habe. Wie kommst du auf so entsetzliche Wahrheiten?“

„Du staunst,“ läßt sich Roland wieder hören, „dass der sonst so grabesstille Roland so feurig empfindet. Ich wundere mich manchmal selber darüber.“ „Ich verstehe jetzt dein düsteres Wesen, Roland“, meint Edith nachdenklich. „Ja, ich begreife nicht, wie du leben kannst ohne Gott. Ich könnte nicht atmen ohne den Gedanken daran, es gibt da droben ein Wesen, das alles geschaffen hat, das Gute, die Rechtschaffenen und Armen beschirmend.“

Roland nähert sich Edith mit ein paar Schritten und antwortet ernst und nachdrücklich: „Wer behauptet denn, dass Roland keinen Gott hat? Weil ich ihn nicht nach deinem Glauben sehe, nicht wie du, vermenschlicht, von Liebe, Haß, Zorn, Eifersucht, Neid, Habgier entstellt? Weil ich nicht glaube, mir nicht vorstellen kann, dass er, der Vorschauende, Wesen schafft, sich und anderen zur Qual, sie zu verdammen und sie hinterdrein durch ein Mirakel, durch schuldloses Blut des Edelsten wieder zu erlösen? Weil ich ihn nicht denken kann, wie einen ungelenten Zimmerer, der seine Bauten schlecht gemacht hat und nun immer daran ausbessern muß mit wunderbringender Hand? Ich sage dir die Majestät m e i n e s Gottes ist so furchtbar, dass dein armseliger Engelkönig vor seiner Größe verschwindet, vor seiner unerbittlichen Furchtbarkeit wie das Gewölbe deiner Kirchen gegen das Gewölbe des Weltalls. Nein. Wäre wirklich ein Allvater in den Wolken und könnte er den grausamen Gang der Geschicke nicht beeinflussen, ihn selber müsste der Gram und die Verzweiflung ergreifen, er müsste schrecklich leiden unter diesen Schmerzen seiner Kinder ähnlich wie euer milder Jesus litt. Das hat mich sehr oft tief bewegt, als er auf dem Ölberg der Menschen ganzen Jammer trug.“

Roland deutet mit seinem Zeigefinger in Richtung Stadt, wo die goldenen Strahlen der untergehenden Sonne auf das ehemalige Grabmal Hadrians und die benachbarten Dächer ein eigenartiges Licht

werfen. Rolands Gesicht zeigt einen wehmütigen Ausdruck und er sagt träumerisch: „Schau, wie prächtig dies Farbenspiel sich ausnimmt. Ich liebe diese Tagesstunde. Sieh, diese zwei Drosseln, die gerade von dem Taxusgebüsch auffliegen, wie friedlich und sorglos sie sind; sie schaffen nicht wie wir Menschen das Böse und Schlechte.“

Diese Dämmerstunde spiegelt uns eine scheinbar friedliche Welt vor, in der so alles seine Ordnung hat.“ Roland steht jetzt ganz nahe bei Edith und will seinen Arm um ihre Schultern legen, aber sie entzieht sich ihm ein wenig. Rolands schwärmerische Ausführungen bleiben nicht ohne Eindruck auf Edith. Sie will aber nicht ergriffen sein, mustert ihn mit kaltem Blick und fragt dann unvermittelt: „So leugnest du also den Sommer und den Sonnenschein und glaubst ein blindes Ungefähr beherrscht die Welt?“

Roland bleibt kurz stehen und meint: „Das glaube ich nicht. Ich leugne den Sommer und den Sonnenschein nicht. Aber beides währt nur kurze Zeit; dann überschatten die Geschicke der Menschen alles Lichte auf der Welt. Ewige Notwendigkeit sehe ich im Gang der Sterne da oben, und das gleiche, ewige Gesetz lenkt unsere Erde und die Geschicke der Menschen.“

„Und dieses Gesetz ist ohne Sinn?“ fragt Edith weiter und blickt ihren Gesprächspartner scheinbar gleichgültig an. Roland lächelt nachsichtig und antwortet: „Nicht ohne Sinn, nur hat es nicht den Sinn und Zweck unseres Glücks. Sich selbst zu erfüllen ist sein einziger, hoher, geheimnisvoller Zweck. Und wehe den Menschen, die sich einbilden, ihre Tränen werden gezählt jenseits der Wolken! Oder wohl ihnen, ihr Wahn beglückt sie.“

Edith erwidert ernst: „Aber dein Denken beglückt nicht. Ich begreife nicht und kann mir nicht vorstellen wofür, wozu du lebst bei solchem Glauben.“

Roland ist auf diesen Einwand vorbereitet und sagt mit Nachdruck: „Das will ich dir sagen, Edith. Das Rechte tun, auf Pflicht und Ehre bedacht sein ohne dabei auf

tausendfache Verzinsung jeder Edeltat ins Jenseits hinüber zu schießen. Volk, Vaterland, die Freunde lieben und solche Liebe in Taten beweisen, das Schlechte in den Staub treten, wo du es findest, denn, dass es schlecht sein muß, macht es nicht minder hässlich. Du tötest auch die Viper und tilgst die Nessel, obwohl sie nicht dafür können, dass sie nicht Lerche und Flieder, und dabei allem Glück entsagen, nur jenen tiefen Frieden suchen, der da unendlich ernst und hoch ist wie der nächtliche Himmel und die leuchtenden Sterne gehen darin auf und nieder traurige Gedanken, und dem Pulsschlag des Weltgesetztes lauschen, der in der eigenen Brust wie in dem Sterngetriebe geht. Auch das, liebe Edith, ist ein Leben des Lebens wert.“

Edith sieht ihn mitleidig an und meint: „Aber schwierig, Roland, unendlich schwierig für Menschenkraft. Nein, das ist für mich ewig wahr, weil ich es nicht entbehren kann und will. Es lebt ein gütiger Gott, der das Gute beschirmt und das Böse bekämpft. Das Recht kann vor dem Unrecht nicht erliegen.“

Roland wendet ein: „Das Unrecht siegt häufig über das Recht.“ Edith antwortet: „Auf Erden, ja, denn nicht hier ist unsere Heimat; es gibt ein Jenseits, in dem alles sich gerecht erfüllt.“

Roland stimmt nachdenklich ein: „So müsste es sein und klug ist die Vertröstung.“

Aber mit einem bitterem Lächeln sagt er: „Nur kann man das sich nicht vorstellen, nur davon träumen. Ich selbst möchte nicht mehr aufwachen zu neuem Leben, wenn ich einmal tot bin.“

Landstreicher leben

Ein opulentes Mahl hinter sich gelassen. Bier, vom besten Zapfhahn. Ein Rülpsen, nochmals und Kotzen was geht, dick, gedrungen, Visage gerötet – a larer Sock steht ned. Des nachts Bretter der Bank – jetzt Hollabrunn, sich draufgelegt, im Park ist's schön grün.

Edith übergeht Rolands finstere Gedanken und erwidert trotzig: „Und ich sage dir, es lebt ein allmächtiger Gott, darum siegt die gute Sache.“

Roland versetzt ruhig: „Also gut, ein Gottesurteil, das sein Vorhandensein beweist bzw. dass er lebt.“- Da Edith ruft erschrocken: „Halt ein, du sollst den Herrn, deinen Gott nicht versuchen.“ Roland sagt selbst zufrieden: „Jetzt hast du dich verraten, du sorgst dich um deinen Gott und bist dir nicht mehr so sicher.“

Beide haben das Ende der Gärten des Sallust erreicht. Edith meint gelassen: „Ich gebe mich nicht so leicht geschlagen. Wir setzen ein andermal unser Zwiegespräch fort. Ich besuche dich in deinem Landhaus und dann werde ich dich vielleicht überzeugen können.“ Roland antwortet: „Ja, ich freue mich auf deinen Besuch.“ Sie verabschieden sich freundschaftlich und schlendern nach verschiedenen Seiten in Richtung Stadt, jeder die Worte des anderen im Gedanken erwägend.

Thilo Bachmann

von beruf bin ich gelernter gärtner und schreibe gerne kurzprosa, kurzkrimis, schmunzelgeschichten, lyrik, weihnachtsgeschichten, satiren, essays. in mehreren anthologien und zeitschriftenverlagen im in- und ausland veröffentlicht. bin hobby-pianist. steckenpferde sind fremdsprachen, literatur, musik, geschichte. Lieblingsautoren: dostojewsky, knut hamsun, gustav freytag. vorgezogene komponisten: bach, beethoven, mozart, höre auch countrymusik, soul, blues.

Er schnarcht sich den Rausch aus – wider Willen begegnet er im Traum seiner Ex ‚mit trübem Blick‘, sie lächelt sogar, will ihn umarmen. Doch er liebt schon lang das Leben am Land als Streicher. Er ein Bettler oder Clochard. Mal gewesen – Oberbuchhalter bei Stölzle. Geschliffenes

Glas liebte er auch. Die Flat im 9. Bezirk von Viennoise gibt's nicht mehr, ein Bezirk mit Noblesse. Dreht sich die Bank um sich oder er auf der Bank – die Socken stinken, auch die Schuhe – das Maul ohne Zähne. Wasser ist zum Waschen da - divallerie- divallera – auch zum Zähneputzen kann man es benutzen. Wir haben das beste Wasser der Welt. Nun, stundenlang im Grün reinigt die Lunge, die Leber zerrost sich von selbst.

Was tun am nächsten Tag? Das Binklerl nehmen, wo Zahnbürste, alte durchlöchernte Socken, ein Schlüssel vom damaligen Auto, ein paar Lumpen, Schlapfen, die verhatscht, schmutzige Hemden und sonstige Klamotten von Motten zerfressen – Portemonnaie est vide. Ja, die Gestalt des Streichers ohne Land streicht fest am Land umher, sucht täglich, was andere geschmissen. Er steht mit den Füßen auf'm Boden, kann aber nicht mehr Fuß fassen; richtet sich auf, den Binkel genommen und schreitet dahin, er macht sich selbst Mut. Ein altes Mutterl spricht er an, sie hört ja schlecht, beim drittenmal erst versteht sie, was er will.

„Ach, liebe Frau, brauch' eine Bleibe für die Nacht, vielleicht auch länger, ich helf' im Haus – auch im Garten – sei gütig ich wird' dirs danken.“ „Was, was, hab' so schon keinen Platz, mein Hund, die vielen Katzen, die leiden keine Fremden.“ „Habt Erbarmen, gutes Mutterl, bin ehrlich, brauch nicht viel und werde auch die Katzen füttern.“ „Ich hab' keine Zeit, laß mich vorbei.“ „Bei Pallas Athene und der Muse Kalliope, ich fleh' Euch an, ich helf' Euch im Haus, füttere den Hund und kehr' die Stube...“

„Wenn du es sagst und du dein Wort hältst, wenn aber nicht jagt dich der Hund aus meinem Hause fort.“ „Habt Dank, gute Frau, ich heiße Rasputin und komme von weit her.“

„Schon gut, schon gut, ein Stück des Weges ist es noch.“ Sie gehen schweigend durch die Gassen und Straßen bis sie aus der Stadt in einen Vorort den Platz zur Kirche überqueren. Alte Kastanienbäume spenden Schatten. Sie lassen sich auf einer

grün gestrichenen Bank nieder. Amalie nimmt von ihrem Rucksack ein Jausenbrot mit Speck und reicht es Rasputin. Er bedankt sich bei Amalie, blickt ihr voll in die Augen.

Graue, klar blickende Augen, die ihren Glanz noch nicht verloren, die Falten im Gesicht sieht er nicht. „Was ist's für ein Hund? Ein Labrador, deutscher Schäfer, Dobermann oder gar amerikanischer Staffordshire?“

„Na ja, es ist ein Mischling zwischen Husky und Schäfer, ein guter, treuer Hund, er folgt nur mir.“- Inzwischen hat auch Amalie ihr Jausenbrot verzehrt, wäscht sich am nahen Brunnen die Hände und ihr Gesicht. Sie deutet auch Rasputin, er solle es ihr nachmachen. Dieser lacht anfangs, kommt herbei, zieht die zerschlissene Jacke aus und benetzt lange Zeit Gesicht und Hände mit Wasser. Ein paar neugierige Krähen verscheucht er, bespritzt sie mit Wasser. Dann lacht er wieder.

Nun macht Amalie Rasputin klar, dass sie kurz in die Kirche hineinblicken will, den Rucksack lässt sie auf der Bank stehen. Rasputin setzt sich daneben; er blickt auf die Blätter eines alten Kastanienbaumes, der vor Kurzem erst die Kastanien verloren hat.

Nach etwa zehn Minuten kommt Amalie aus der Kirche zu dem Platz, den die Beiden vor einer Stunde aufgesucht haben. Sie meint, ob er nicht auch Lust habe, ein wenig in die Kirche zu schauen und zu beten. Er lehnt aber entschieden ab und sagt, er sei schon sehr lange nicht mehr in einer Kirche gewesen. Amalie nickt und sagt: „Vielleicht ein andermal.“

Amalie und Rasputin lassen die Kirche links liegen und gehen einen schmalen Pfad hinan, rechts an einem Kornfeld vorbei. Davor gedeihen Wegwarte.

„Wir sind gleich da“, sagt die Alte. „Es ist das letzte Haus am Waldrand.“ Nun sucht sie einen Schlüsselbund hervor, sperrt die Haustüre auf, betritt das Haus - macht eine einladende Geste zu ihrem Begleiter. Dann sagt sie: „Am Dach ist ein Zimmer wohl ordentlich und sauber. Vor Kurzem war erst mein Bruder da, er bleibt meist

vierzehn Tage... Am Montag abends fuhr er wieder heim zu seiner Frau.“

Rasputin wird zuerst scharf vom Hund Amaliens angebellt, aber er redet sanft auf Oliver ein bis dieser sich ihm nähert mit dem Schwanz wedelt und an Rasputins Schuhen schnuppert.

„Er scheint dich zu mögen“, stellt Amalie fest. „Da gib ihm den Rest vom Jausenspeck“, sagt Amalie. Sie wirft Rasputin ein Packerl zu. Dieser öffnet es geschwind und gibt Oliver zu fressen.

Elfriede Herold

in Wien/ Österreich geboren, arbeitet als Damenschneiderin.

Seit 1984 schreibt sie Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik, experimentelle Prosa, Schmunzelgeschichten, Satiren u.v.m.

Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften und Internetforen im In- u. Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.

Auf der Straße der Zeit

Stürmisch und kalt fegt der Wind durch die Straßen der Stadt und pfeift hinterhältig. Sie ist allein, allein in dieser mondlosen Nacht. Frierend zieht sie den schwarzen Wollmantel fester um sich. Was soll sie nun tun? Soll sie froh sein? Oder verzweifeln? Orientierungslos blickt sie sich an diesem fremden Bahnhof um. Ihre Lage erscheint ihr unwirklich.

Gerade sie, gerade sie war vom Fanclub ausgewählt worden, um ihre Band live zu treffen, ganz privat. Noch immer schwebt sie zwischen Himmel und Erde. In ihrem Bauch hält das Kribbeln an. Sie, die Unscheinbare, die Ruhige, sie war es, die "Lacrimosa" in dieser fremden Stadt treffen durfte, obwohl sie wirklich nicht zu den „Gruftis“ gehörte, die diese Musik vergötterten. Immer wieder hallt dieses Lied durch ihren Kopf: „Auf der Straße der Zeit, alleine schon seit Stunden. Auf der Straße der Zeit, bin ich schon unterwegs...“ Diese Künstler sind unglaublich und sie, sie hat sie live erlebt.

Der Wind pfeift sie in die Wirklichkeit zurück. Verstört schaut sie sich um. Was soll sie nun tun? Das hatte sie nun davon. Sie wollte jeden Augenblick dieses Abends nutzen, und jetzt, jetzt sitzt sie dafür auf diesem verfluchten Bahnhof fest. Kein Zug würde sie heute noch nach Hause bringen. „Warum bin ich nicht früher

losgegangen?!“ seufzt sie. Noch immer steht sie im Halbdunkel der verlassenen Gleisanlage. Der Wind fährt eisig durch ihr langes Haar und lässt es haltlos flattern. Unruhig nähert sie sich der Treppe. Sie steigt die Stufen herauf und lauscht dem Echo ihrer Schritte. Schnell erreicht sie die offene Bahnhofspassage. Enttäuscht blickt sie sich in dem grellen Licht um. Was hatte sie erwartet? Viele muntere Reisende? Belebte Läden und köstliche Düfte von Gebratenem an den Imbissständen? Wahrscheinlich. Aber um diese Uhrzeit sind nicht mal die Toiletten offen zugänglich. Alles ist wie ausgestorben. „Was soll ich jetzt machen?“ denkt sie. Sie friert. Ein greller Schrei durchdringt von links die Stille, und sie zuckt zusammen. Sie blickt sich um. Sie versucht herauszufinden, von wem er stammt. Hier ist niemand zu sehen. Auf ihren Armen sträubt sich eine Gänsehaut. „Was war das für ein Schrei?“ fragt sie sich. Ihr Kopf spielt Filmszenen aus Psychothrillern ab: das blonde junge Opfer, das grauhaarige Opfer, der Mörder mit dem Messer, der Mörder mit der Seidenschnur.

Völlig verlassen zieht sich die Verkaufskette rechts und links neben ihr entlang. Aber irgendwo her muss der Schrei gekommen sein! Noch einmal prüft ihr Blick die Ecke. Schnell wendet sie sich

ab und geht in die entgegengesetzte Richtung. Sie beschleunigt ihre Schritte. Ihr Atem rast. Viel zu laut hört man das Aufschlagen ihrer Absätze in der schweigenden Halle. Schweißperlen setzen sich auf ihrer Stirn ab. „Warum kommen nicht ein paar Menschen?“

Fast hat sie nun das Ende der Verkaufsmeile und die Wartehalle erreicht. Forschend blickt sie noch ein Mal zurück. Hier fühlt sie sich sicherer. Sie lehnt sich gegen die kühle Wand und lässt ihren Blick wandern. Sie sucht nach Sitzmöglichkeiten, nach irgendetwas, was ihr diese Nacht gemütlicher machen würde. Sie entdeckt nichts. Ihr Atem stockt immer wieder und geht stoßweise. Sie fühlt sich fremd und beobachtet. Ängstlich drückt sie ihre Tasche an sich. Da sieht sie Jemanden. Schräg gegenüber, im Schatten einer Mülltonne, hockt ein älterer Mann. Ganz grau ist sein Haar, das unter einem schmutzigen Hut hervorsteht, und er trägt einen langen Mantel. Mühsam macht er sich über etwas her. Jetzt trifft sie seinen Blick. Sie hält die Luft an. Er hat lauernde Raubtieraugen. Sicher ist er betrunken und weiß nicht, was er tut. Er liest Scherben vom Boden auf und sammelt sie in der hohlen Hand. Er nickt ihr zu.

Nein, hier will sie nicht bleiben. Hastig setzt sie die Füße voreinander und lässt die Halle hinter sich. Sie flieht hinaus in die Nacht. Kühle Luft schlägt ihr entgegen. Ihr Atem setzt sich als leichter, weißer Nebel vor ihr ab. Ein Busbahnhof liegt vor ihr, und dahinter kann sie ein Kino ausmachen. Das Licht der Straßenlampen schenkt ihr das Gefühl, hier sicher zu sein. Hier steht sie nun wenige Minuten, mit einer Wand im Nacken. „So kann er mich nicht von hinten überfallen“, beruhigt sie sich. „Ob er jemandem etwas getan hat?“ Den Schrei kann sie nicht vergessen. Sie geht einige Meter am Bahnhofsgebäude entlang bis zu einer Telefonzelle. Flehend schaut sie auf die Uhr. Sie ist erst seit wenigen Minuten hier, aber die fühlen sich an wie Stunden. Wachsam steht sie da. Wieder und wieder blickt sie auf den Bahnhofseingang zurück. „Ist er mir gefolgt?“

Nun spürt sie die Strapazen dieses Tages. In ihren engen Schuhen schmerzen pochend die Füße. „Einfach nur sitzen...“ Sie betritt die offene Kabine und lässt sich zu Boden sinken. Sie lehnt sich gegen die Metallwand. Das Telefon baumelt direkt über ihr. Sie verlagert das Gewicht nach hinten, um ihre Füße zu entlasten. Sie beugt die Knie und zieht die Beine zu sich heran. Ihr ganzer Körper kühlt aus. Ihre Finger werden bald steif. Jämmerlich fühlt sie sich nun. In einer Telefonzelle an der Straße kauert sie, ohne Heim für diese Nacht. Sie legt ihren Kopf auf die Knie. Sie bemerkt eine Gruppe Ameisen, die sich neben ihr über einen verklebten Kaugummi hermachen. Angewidert wendet sie den Kopf ab.

Nahende Schritte. Sie fährt zusammen: Eine dunkle Gestalt nähert sich, schwer erkennbar im schummrigen Licht der Laternen. Er ist es! Wieder stockt ihr Atem. Das Schlurfen seiner Schritte wird lauter. Er kommt. Ihr Herz rast. Ihr Rücken fühlt sich wie gefroren an, und in ihren Ohren rauscht es. Ihre Stirn brennt, die Finger zucken. Er bleibt stehen. Vorsichtig mustert sie ihn. Er schließt seinen Mantel. Langsam zieht er seinen Hut tiefer ins Gesicht. Er kramt in seiner Manteltasche und lässt sich an der Hauswand auf dem Asphalt nieder. Nun hockt er da... wie sie - auf der Straße. Sie lehnt ihren Kopf wieder gegen die Wand. „Ob er mich gesehen hat?“ Wieder spult ihr Kopf die selben Filme ab. Sie fühlt sich als würde sie seit Tagen von diesem Schatten verfolgt und könne ihm niemals entkommen.

Auf einmal hört sie wieder Schritte. Diesmal von rechts. Ein Paar kommt. Arm in Arm schunkeln sie die Straße herunter, beide etwas älter als sie. Erleichtert atmet sie auf. Gesellschaft. Jetzt kann der Fremde ihr nichts tun. Sie würde Zeugen haben. Doch sie erkennt das Erbärmliche ihrer Lage. Was würden diese Fremden von ihr denken? Ein junges Mädchen lungert hier allein und dazu düster gekleidet und geschminkt auf dem dreckigen Boden herum. Sicher dächten sie, sie wäre obdachlos, würde Drogen

nehmen, oder wäre sogar eine Satanistin, in dem schwarzen Kleid und dem Mantel, den schweren Stiefeln, die sie für ihr Treffen ausgewählt hat! „Ich bin doch nur ein hilfloses Mädchen!“ denkt sie. Sich schämend blickt sie auf den rissigen Boden, während das Paar sich wieder von ihr entfernt. „Nein, bleibt!“ fleht sie innerlich. Doch die Beiden verschwinden im Dunkel. Vorsichtig beugt sie sich nach vorn und sieht durch die Glasscheibe. „Er beobachtet mich!“ Ruckartig wirft sie ihren Kopf wieder an die Wand. Reglos und angespannt lauscht sie. Wieder hört sie Schritte. „Er kommt!“ Fester und fester spannt sie ihre Arme um die Knie. Kurz hält sie den Atem an. Krampfartig schießt ein Schmerz durch ihre Handgelenke. Sie fühlt sich wie gelähmt in einem Albtraum. „Bitte lass ihn nicht kommen! Bitte lass ihn nicht kommen! Ich bin ganz allein hier. Bitte hilf mir doch jemand!“ fleht sie. Hart presst sie ihren Rücken gegen die Wand. Ihr Puls dringt bis in ihre Arme und scheint zu explodieren. Doch da hört sie: Es sind mehrere Paar Füße! Es sind mehrere! Und ein schrilles Lachen. Diese Stimme erkennt sie. Wieder beugt sie sich vor und sieht eine Gruppe Jugendlicher in Richtung Busbahnhof gehen. Tanzend schlängelt diese junge, fremde Frau um ihre drei männlichen Begleiter herum. „Das war sie! Sie hat vorhin geschrien!“ Erleichtert atmet sie auf. Die Jugendlichen lassen sich auf den Bänken der Busschleife nieder. Gelächter dringt zu ihr herüber. „Sie beobachten mich“, stellt sie fest. „Sie lästern über mich!“ Schnell schaut sie weg. Sie schämt sich. Ihr Blick fällt wieder auf den Alten.

Plötzlich erhebt er sich. Er rückt seinen Mantel zurecht. Er schlurft in ausgelatschten Schuhen zu ihr herüber. Sie hält die Luft an. Kurz blickt sie zu den Jugendlichen. Sie sehen sie. Ihr kann nichts passieren. Oder doch?! Reglos beobachtet sie ihn. Meter um Meter nähert

er sich. Sie sieht seine vernarbte Stirn. Er tritt direkt vor sie. Sprachlos starrt sie ihn an. Ruckartig zieht er seinen Hut herunter. „Entschuldigen Sie, bitte!“ spricht er leise, aber mit warmer Stimme. „Wie kommen Sie auf die Straße?... Ich bin es nicht gewohnt hier so junge Mädchen zu sehen. Ich hause seit Jahren hier vor'm Bahnhof. Aber Sie gehören nicht hier her. Hier, nehmen Sie meine Jacke. Es ist kalt heute Nacht“, bietet er höflich an und kriecht aus seinem Mantel. Wortlos staunend beobachtet sie ihn. „Er ist obdachlos!“ denkt sie beschämt und überrascht. „Hier, nehmen Sie!“ Er beugt sich über sie und legt den Mantel über ihre Schultern. „Danke“, entgegnet sie schüchtern. Er erklärt ihr fürsorglich: „In zehn Minuten fährt der letzte Zug ein. Ich kenn´ den Lokführer. Wenn Sie möchten, frag´ ich ihn, ob Sie sich in einen Waggon setzen können. Sie erfrieren ja sonst.“ Er reicht ihr die Hand. Leise nickt sie ihm zu und greift zögernd zu. Er drückt sie und lächelt. Sie seufzt. Gerettet.

Gemeinsam legen sie die wenigen Meter zum Bahnhof zurück. „Ich hab´ zu schnell über ihn geurteilt“, denkt sie. Sie schaut zur Seite. Lachend blicken die Jugendlichen ihnen nach. „Was wisst ihr schon!“ denkt sie. Einträchtig durchqueren sie die Bahnhofshalle.

Als mit lautem Getöse der vorhergesagte Zug einfährt, wird ihr ganz warm vor Dankbarkeit. Zusammen steigen sie die letzten Treppenstufen herunter. „Gleich sind wir im Warmen!“ verspricht er und lächelt. Feine Fältchen umtanzen seine hellgraue Augen.

Kathleen Strobach

wohnhaft in 19386 Gischow, Neuer Weg 28, 21 Jahre, geb. am 23.05.1984 in Lübz, Veröffentlichung: „Stille hinter den Wänden oder Wenn ich dich nicht mehr finde...“ in der Anthologie „Hinter der Tür“ des Fragil-Verlages.

Frühlingserwachen

Viele Tage und Nächte lang strömt ein stürmischer, warmer Regen. Doch dann legt sich der Wind, um in sanftmütiger Ergebenheit dem Frühling den Weg zu bereiten.

Langsam soll er dieses Mal Einzug halten!
Und ein Mysterium soll er auch weiterhin bleiben!

Dafür sorgt der graue aufsteigende Nebel, der das Frühlingserwachen und das Geheimnis der in der Natur vor sich gehenden Wandlung verhüllt.

Noch im Nebel gefangen strömen die Bäche schnell bewegt in die bis zu diesem Zeitpunkt trüben, schäumenden Flüsse.

Das Gewölk löst sich auf. Die Nebelwand zerbricht, um einem schönen, stetigen Frühling, an dem sich Pflanzen, Tiere und Menschen übereinstimmend freuen, Platz zu schaffen.

Der klare Himmel kündigt an: Der wirkliche Frühling ist da.

Die klaren Bäche, die so hell glitzern, daß sie den Augen weh tun. Die Sonne, die die letzte Erinnerung an den viel zu langen

Winter verschlingt und mit ihren aufsteigenden Strahlen endgültig löscht, sich als Tagesgestirn entschieden über die Gewässer legt. Und wenn die ganze warme Luft erzittert von den sie erfüllenden Ausdünstungen der erwachten Erde, bleibt nur die kindliche Vorfreude auf die schönste Zeit des Jahres: die Maienzeit.

Wenn das emporschießende junge Gras sich grün färbt, die Knospen schwellen, die summenden Bienen sich im Fliegen üben, die Vögel über den Samt der grünenden Felder ziehen und mit ihrem frühlingsfrohen Geschmetter die Luft erfüllen, dann weiß jeder, ohne Frage, der Lenz - der richtige Frühling - ist da!

*Susanne Ulrike Maria Albrecht
geboren 1967 in Zweibrücken, absolvierte
eine Ausbildung zur Schauwerbegestalterin
und eine private Schauspielausbildung.
Von ihr erschien bereits der Band
„Umkehr ausgeschlossen“ sowie einige
weitere Werke in Anthologien.*

Kirschblüten

Zweige mit rosa Blüten
werden vom Wind hin und her gerissen
und schlagen gegeneinander.

Wassertropfen fallen herab ins Gras
und benetzen den Klee.

Die Sonne strahlt
hinter dunklen Wolken hervor.

Karl Farr, Juni 2005

Kurzzone

Nachts, wenn die Felder weit
waren und Sommer
hörten wir die Grillen
aber man hört die Viecher immer
bloß
schon mal versucht
eine zu fangen?

Der Ferdl hatte die Bierbänke
aus der Garage geholt
und den Elektrogriller angeworfen
wir führten lange Gespräche
nur der Gust nicht,
weil der hatte Leberwerte
wie ein Sechzigjähriger.

Der schockierte dafür die Weiber
indem er Weberknechte aus
den Ecken fischte,
einen Tropfen Ketchup drauf
und runter damit.

Wir hatten ein Kofferradio zwischen
selbstgetöpferten Aschenbechern
und immer Zeit
für zwei Atemzüge.
Die Nachbarn waren vorhanden
aber nicht mehr
und die Grillen
hörte man die ganze Zeit.

Hätten wir Kühe in der Nähe gehabt
wären wir Kuhumschmeißen
gegangen
(die schlafen im Stehen – Ein
Mythos mehr)
aber so haben wir halt
nur nie eine Grille erwischt
nicht eine.

In den Kellertürritzen jüngerer
Brüder
lagen manchmal welche aber
die waren schon tot:

Ihre Körper waren klein und schwarz
und zerbröselten, wenn man

sie berührte.

Irgendwann hörten sie sich
auch anders an,
das Summen wurde leiser
bis zu dem Punkt
an dem es praktisch
nicht mehr vorhanden war
und einem irgendwie immer näher
ging

nach der Arbeit
bei Kopfweh und
verkohlten Tierkadaverstücken,
während Rasenmäher Rost ansetzten,
plötzliche Niederschläge
Friedhofszubehör
in die Seen schwemmen und der
Ferdl seine Alte
von hinten mausen durfte, weil er
endlich Geburtstag hatte

Als es Sommer war
und Nacht
und die Felder weit

konnten wir also
die ganze Zeit über
keine lebende Grille finden
obwohl wir es versucht haben
wieder und wieder
und wieder

-- Wovon die Welt,
da waren wir
uns einig,
nicht unterging

aber halt auch
nicht unbedingt auf.

*Johannes Witek
geboren 1981, lebt und studiert in
Salzburg.
Veröffentlichungen in: KULT,
Asphaltspuren, Elementtracking, DIE
BRÜCKE - Forum für antirassistische
Politik und Kultur... etc.*

Deine Augen

Deine Augen
sind chamäleonisch
sie haben andere Farben
zu verschiedenen Uhrzeiten:
morgens sind sie grün
mittags sind sie blau
und abends braun

wenn du böse bist
dann sind sie stahl-grau

jedoch niemals sind sie schwarz
vielleicht gerade deshalb
weil meine so sind...

Angstvoll

Angstvoll spreche ich deinen Namen aus
damit niemand ihn erfährt

wenn es regnet spreche ich ihn nicht aus
damit er nicht nass wird

wenn es schneit spreche ich ihn nicht aus
damit er nicht friert

wenn es zu heiß ist spreche ich ihn nicht
aus
damit er nicht schmilzt

Angstvoll spreche ich deinen Namen aus
leise in mir
damit er nicht Feuer fängt
von den großen Flammen in mir...

Es ist so viel Ruhe ringsum

Es ist so viel Ruhe ringsum,
dass ich höre wie das Gras wächst

es ist so viel Ruhe ringsum,
dass ich höre wie mein Bart wächst

es ist so viel Ruhe ringsum,
dass ich höre wie das Kind im Mutterleib
weint

es ist so viel Ruhe ringsum,
dass ich höre wie mein Haar weiß wird
und wenn ich meine Ohren besser spitze
höre ich wie der Apfel-Birnenbaum blüht

es ist so viel Ruhe ringsum,
dass ich die Vögel Wasser trinken höre

Mircea Pop

*Geboren 1948 in Misca/ Rumänien.
Philologiestudium (rumänisch-
französisch) in Klausenburg.
Gymnasiallehrer. Seit Sommer 1989 in
Deutschland. Bibliotheksangestellter in
Heidelberg. Editorisches Debüt 1985 in
der Anthologie „Die Ähnlichkeiten der
Quellen“ (Facla Verlag, Temeschburg),
danach „Ein Handvoll Worte“ (Mirador
Verlag, Arad 1996) und den
zweisprachigen Band, rumänisch-deutsch,
„Anrufungen und anderen Mikropoeme“,
(Verlag Romania Press, Bukarest, 2002).
Übersetzungen aus dem Deutschen ins
Rumänische und umgekehrt in
verschiedenen Literaturzeitschriften.*

**Buch
staben
spur**

Tränen, Bäche
Asphalt, Rinnen,
Beziehung, Kräche
handeln, spinnen.

Augenpaare starren
ins konfus Schwere
spüren nicht mal
Ausdrucksleere

Perspektiven reisen
fort an ins Vergeben
Risiko mit Vorsatz
tapfer bis daneben

hehre Worte drehen
sich vermehrt im Kreis

verbale Lästerfahrten
WeißtduauchschonScheiß

gandenloses Pläneschmieden
grobdefiniertes Sprachgetöse
bedarfszentriertes Ich befrieden
WunderKnabe sucht MiMöse

Träume welken, exilieren
müde, blaß, verbannt
Seelenräume hungern, frieren
Billigfrust ins Land!

geschrieben
10.10.2005

Essen/ Ruhr

*Arno
Peters*

Rezension: „Die magische Geschichte von Wundertraumland“ von Beate Plechatsch

Die magische Geschichte von
Wundertraumland - oder Wie die Erde
gerettet wurde (Beate Plechatsch)
Mit Zeichnungen von Katja Drinkguth

Zusammenfassung: Dieses phantastische Märchen handelt davon, dass die Erde krank ist. Das verwundert niemanden, denn die Menschen richten bekanntermaßen untereinander, unter den Tieren und Pflanzen großes Leid an. Neu ist jedoch die Vorstellung, dass die Lichtenergie, die die Erde an den Jupiter sendet (auch „Powerkraft“ genannt), dessen Magnetfeld stärkt, mit dessen Hilfe er nahende Kometen vernichten kann. Gerade stürzt ein besonders großes Exemplar auf die Erde zu, aber deren Powerkraft erweist sich als zu schwach, um die Katastrophe zu

verhindern. Der besorgte Jupiter bespricht sich mit den Lichtelfen, die gemeinsam die Erde retten wollen.

Nun helfen nur noch die drei Teile des Karfunkelsteinherzens, die „den Tempel aktivieren“. Die Lichtelfen können es nicht selbst suchen, sondern brauchen „jemanden, dessen Herz so rein und voller Liebe ist, dass er die Botschaften der Edelsteine versteht“. Nicht nur das putzige Steinhelferlein Beryll ist dazu ausersehen, sondern eine ganze Gruppe von Helden: Raidho, die superschlaue Turboschildkröte, Coco, die Blaustirnamazonen, Lucinda, das Delfinmädchen, und Alfonso von und zu Wüstenfeld, der Leguan. Für sie heißt es: „Das ist ganz leicht, wenn du auf deine Träume achtest und der Stimme deines Herzens folgst.“

Beurteilung:

Die Stärke dieses Buches liegt in seiner Farbigkeit und der respektlosen Vermischung von Realität und Erfindung. Klassische Märchensprache trifft hier auf High Tech wie die „ultramoderne, supercoole Telefunkstation“.

Man findet in diesem Buch Edelsteine aller Farben und magischer Wirkungen, was die Geschichte glitzern lässt. Gleichzeitig ist da ein wilder Haufen von Helden unterwegs, die einander zur Seite stehen und gemeinsam die schwere Aufgabe lösen, indem sie sich stets für die Hilfsbereitschaft entscheiden. Die durchwanderten Landschaften wechseln schnell: versunkene Städte auf Wundertraumland, Wüste, Brunnen, das Meer, Sandstrand, Wald.

Das Happy End ist leider etwas sehr esoterisch und abstrakt: „Und es wurde wirklich wunder-wunderschön. Nun, da jeder von der universellen Liebesenergie durchdrungen wurde, veränderte sich schlagartig das Bewusstsein der Menschen.“

Das Buch ist für Kinder ab sieben Jahren gedacht und eignet sich auch gut als Vorlesepaß. Die niedlichen Illustrationen sind liebe Hingucker.

Der erwachsene Leser darf sich durch die pseudowissenschaftlichen Erklärungen und Bezüge auf aktuelle Probleme nicht in die vergebliche Suche nach einem astronomisch-physikalischen Zusammen-

hang verstricken lassen. Er muss nur hoffen, dass seine Kinder beim Vorlesen nicht zu gründlich nachfragen. Mich verwirrte die Tatsache, dass hier Tiere und Phantasie-Wesen auf unserer bekannten Erde nach einem Meer namens „Laguz“ suchen und es finden.

Im Übrigen darf man beim Vorlesen ruhig noch ausschmücken, denn beschreibende Details sind stellenweise dürftig gesät.

Kurz: Ich empfehle dieses Buch zum vergnüglichen Vorlesen, finde es aber schade, dass nicht durch eine weitere Überarbeitung aus diesen schönen Ideen eine noch rundere Geschichte gemacht wurde.

Rezension von Andrea Herrmann

1. Auflage 2005, TRIGA Der Verlag, Gelnhausen, www.trigaverlag.de
ISBN 3-89774-434-1, 68 Seiten, 8,00 €

Beate K. Plechatsch,
gelernte Einzelhandelskauffrau, verheiratet und Mutter von zwei Kindern, 1966 geboren, aufgewachsen in Groß-Zimmern, lebt zur Zeit in Kleinostheim.

Katja C. Drinkguth,
gelernte Bauzeichnerin und DAG-Bautechnikerin für Hochbau, verheiratet, 1974 geboren, aufgewachsen in Groß-Zimmern, lebt zur Zeit in Kleinostheim.

Rezension: „Geest-mordsmäßig - Krimis aus dem Oldenburger Land“ von Helga Bürster

Der Leser spürt in diesen kurzen Krimi-Geschichten die natürliche Ruhe und Gelassenheit der Menschen aus dem Geest-Land. Wen wundert es da, dass diese uns nach wenigen Zeilen vertrauten Personen Verbrechen begehen, für die wir mehr als nur Verständnis aufzubringen in der Lage sind? In ihrem beschaulichen und

friedlichen Alltagsleben, unvermutet in eine missliche Lage gebracht, beseitigen sie das anstehende Problem auf ihre ruhige und gelassene Art und Weise. Aber immer durch eine kriminelle Handlung, die sie aus dem unscheinbaren Nichts der Spurenlosen heraushebt. Es ist nahezu so, als würde der Leser das Verbrechen herbeisehnen und

selbst begehen. Wenn auch der eine oder andere Fall eine überraschende Wendung nimmt.

Spargelstechen ist eine Kunst. Einen ungeliebten Ehemann, der sich über vier Jahrzehnte hinweg zusehends mehr gehen lässt zu ertragen auch. Als dieser eines Tages mit einer jüngeren Geliebten für immer verschwinden will, wird dies als Wohltat und Erlösung empfunden. Erst die an ihrem neunzigsten Geburtstag gezogene Lebensbilanz, - oder handelt es sich um eine Lebensbeichte - fördert ein völlig unerwartetes Ergebnis zu Tage.

Schlechte Schauspieler gibt es wie Sand am Meer. Dass ausgerechnet eine Sterbeszene auf einer Theaterprobe, ohne großes Publikum, seine beste Szene und zugleich die letzte wird, konnte bis auf den Mörder keiner erahnen. Schnell wird der nur 1,53 Meter großen Hauptkommissarin klar, dass selbst der Dorfpolizist besseres zu tun hatte als den Tatort zu sichern und dafür zu sorgen, dass Spuren nicht verwischt werden. Anton Schmidt, der Topuster der Truppe, steht der Kommissarin bereitwillig Rede und Antwort. Er klärt diese über den toten Geschichtenschreiber auf, der mit seinem Stück an der Ehre des Dorfes rührte und sich obendrein befähigt sah, seine Hauptrollen selbst zu spielen. Doch darf man einen schlechten Schauspieler so für immer von der Bühne holen?

Fröstelnde Schauer laufen vom Nacken ausgehend den Rücken hinunter, je länger das Zwiegespräch von Adele und Berta andauert. Zeigt es doch sehr deutlich, was die beiden Frauen von übermäßigem

Grillen auf Erden, dem Schmoren in der Hölle und zudem von Männern im Allgemeinen halten. Da unter der Terrasse noch viel ungenützter Platz ist, wundert es nicht sonderlich, dass Adele und Berta bereits nach einem neuen Exemplar der Gattung Mann in den Annoncen der Zeitung Ausschau halten. Die künftige Rollenverteilung, Ehefrau und Geliebte, scheint dabei, wie schon in der Vergangenheit, zwischen den Beiden verhandelbar zu sein.

Feinsinnige kriminalistische Geschichten mit Schliff, die zum Oldenburger Land passen. Ebenso wie die Menschen, die dort leben und so treffend charakterisiert sind. Allzu menschlich und tiefgründig beschreibt die Autorin ihre Protagonisten. Geschickt versteht sie es Spannung aufzubauen und bis zuletzt zu erhalten.

Meine Empfehlung – nicht nur als Lektüre für kalte Winterabende beim knisternden Feuer am wärmenden Ofen gedacht, an denen ein gelegentliches sanftes Frösteln weniger auffällt. Lassen Sie sich mitnehmen in spannende Kriminalfälle, in denen die Menschen ihre Probleme selbst in die Hand nehmen – und beseitigen. (gw)

Helga Bürster, „Geest-mordsmäßig - Krimis aus dem Oldenburger Land“, Geest-Verlag, 148 S., 2005, ISBN 3-937844-75-9, 10,00 €

Georg Walz

Wettbewerbe

| Datum | 30.04.2006 | 06.05.2006 | 14.05.2006 |
|----------------------|---|--|---|
| Name | Meeglich ist alles – oder die Kunst, einen umlautfreien Text zu schreiben | Villacher-Literatur-Wettbewerb „Die Nacht der schlechten Texte“ | Hattinger Förderpreis für junge Literatur 2006 |
| Genre | | Schlechte Texte | Literarische Texte jeder Art |
| Thema | beliebig | | |
| Umfang | | Max. 10 Seiten bei rein literarischen Texten; andere Formen der Präsentation maximal 10 Minuten Aufführungsdauer | Max. 5 Seiten |
| Form | Die Umlaute ä, ö und ü dürfen nicht vorkommen. | Frei von konventionellen Mustern; in 4-facher Ausfertigung | deutschsprachig; 1½-zeilig, einseitig maschinengeschrieben, ungeheftet; mit Adresse, E-Mail, Tel.nr. |
| Preis | | Lesung der 10 schlechtesten Texte am 20.06. in Villach; 1.) 700€-einwöchiger Aufenthalt, 2.) Preis des Publikums | Lesung der besten 8 im September 2006; Jurypreis und Publikumspreis; Übernahme der Reisekosten |
| Teilnehmer | | Nur AutorInnen, die in Österreich leben | AutorInnen zwischen 16 und 25 Jahren |
| Veranstalter | inLitera | Verein WORT-WERK | KUBISCHU (Kulturinitiative Hattingen Ruhr) |
| Einsenden an | www.inlitera.de | Verein WORT-WERK, Kennwort “Villacher-Literatur-Wettbewerb”, Franz-Krainer-Straße 50, A-9500 Villach | KUBISCHU, Postfach 800523, D-45505 Hattingen |
| Nähere Informationen | | sicke“at“aon.at, (0043)0676-9623629, (0043)0699-15800668 | Hellmut Lemmer, Otto-Hue-Str. 3, 45525 Hattingen/ Ruhr, 02324-22170; www.kubischu.de |

| | | | |
|----------------------|---|--|--|
| Datum | 17.05.2006 | 26.05.2006 | 01.06.2006 |
| Name | Maxi Literaturwettbewerb 2006 | Eichborn-Jubiläums- Autoren-Wettbewerb 2006 | Autorenpreis für Jugendtheater der Stadt Radebeul und der Landesbühne Sachsen |
| Genre | Kurzgeschichte (Krimi, Satire, Romanze, modernes Märchen, etc.) (unveröffentlicht) | Roman (unveröffentlicht) | Jugendtheaterstück, zur Uraufführung frei |
| Thema | „Geschlossene Gesellschaft“ | Originelle Idee | Bezug zur Alltagsrealität des Lebensumfeldes Schule, für Jugendliche bis 16 J. |
| Umfang | Max. 15 Seiten | 150-350 Seiten | Soll in kleiner Besetzung mobil spielbar sein |
| Form | 1x gedruckt, dazu auf Diskette (Word), plus Kurzbiographie, Foto, E-Mail-Adresse | Mit Intellekt und Humor aus spitzer Feder, sprachlich virtuos | Deutschsprachig; Ort der Handlung: Schulsporthalle; 3- fache Ausfertigung auf Papier |
| Preis | Anthologie der besten 15; Verlosung eines 1jährigen Belletristik- Fernlehrgangs unter allen Beiträgen | 26x26 €und Option auf Veröffentlichung | 3000€und Option auf Uraufführung an den Landesbühnen Sachsen |
| Teilnehmer | | | |
| Veranstalter | Zeitschrift „Maxi“ | Eichborn Verlag anlässlich seines 26. Jubiläums | Stadt Radebeul und Landesbühnen Sachsen |
| Einsenden an | Redaktion Maxi, Stichwort „Geschlossene Gesellschaft“, D-20566 Hamburg | Eichborn Verlag, Stichwort „Jubiläumsautor“, Kaiserstr. 66, D- 60329 Frankfurt a.M. | Dramaturgie der Landesbühnen Sachsen, Meißnerstr. 152, D-01445 Radebeul |
| Nähere Informationen | Originaltext in der Zeitschrift „Maxi“, März 2006, S.152 | www.eichborn.de/s2/ default.asp?id=26&p meldung=3143 | Rike Reiniger, Tel. 0351-8954346, dram2“at“dresden- theater.de |

| | | | |
|----------------------|--|--|--|
| Datum | 15.06.2006 | 23.06.3006 | 30.06.2006 |
| Name | Kinder- und Jugendbuchpreise der Stadt Oldenburg | Peter-Härtling-Preis für Kinder- und Jugendliteratur der Stadt Weinheim | Espressoautomat24.de -Literaturwettbewerb |
| Genre | Kinder- und Jugendliteratur, Erstlingswerk (veröff./unveröff.) | Kinder- und Jugendliteratur (Prosa, unveröff.), für Leser von 10 bis 15 Jahren | Lyrik und Prosa (unprämiiert) |
| Thema | | Orientiert sich an der Wirklichkeit der Kinder/ Jugendlichen | Kaffee |
| Umfang | | 80-200 Seiten | Max. 1 Seite, ideal eine halbe; nur ein Text pro TeilnehmerIn |
| Form | 5 Exemplare, Kurzbiographie, nicht früher schon eingereicht, veröffentlichte Werke dürfen nicht vor 15.6.2005 veröffentlicht worden sein | Ausgedruckt; anonymisiert mit Stichwort; Name und Absender in verschlossenem Umschlag mit Stichwort | Deutschsprachig |
| Preis | 7.600€, eventuell geteilt | 5.555€+ Option auf Erstveröffentlichung bei Beltz & Gelberg | 1 Woche Gratisurlaub in Kühlungsborn |
| Teilnehmer | Verlage, lebende SchriftstellerInnen und IllustratorInnen | AutorInnen aus D, A und S | |
| Veranstalter | Stadt Oldenburg | Stadt Weinheim und der Verlag Beltz & Gelberg | |
| Einsenden an | Stadtbibliothek Oldenburg, - Jugendbibliothek -, Peterstr. 1, D-26121 Oldenburg | Peter-Härtling-Preis für Kinder- und Jugendliteratur, z.Hd. Frau Bettina von Hornhardt, Altdorferstr. 26, D-72654 Neckartenzlingen | Nur online: www.espressoautomat24.de/w_anmelden.php |
| Nähere Informationen | Zentralbibliothek Oldenburg, Tel. 0441-2353005 | www.beltz.de/haertling | www.espressoautomat24.de/wettbewerb.php |

| | | | |
|-------|-----------------------------------|-------------------------------------|-------------------------------------|
| Datum | 31.07.2006 | 31.07.2006 | 15.08.2006 |
| Name | Heinrich Wolgast Preis der GEW | Schwäbischer Literaturpreis 2006 | Othmar-Seidner- Jungautorenpreis |
| Genr | | | |

Zusammengestellt von Andrea Herrmann. Für Fehler übernehme ich keine Haftung.

Die Seitenangaben beziehen sich bei allen Wettbewerben, wenn nicht anders angegeben, auf eine Normseite von 30 Zeilen à 60 Anschlägen auf einem DIN A4 Blatt.

Es müssen immer Kopien (und keine Originale) eingeschickt werden, weil die Beiträge so gut wie nie zurück gesendet werden können.

Schriftsteller sind traurig einsam.

Angehende Dichter sowieso.

Aber nicht in der IGdA

(Interessengemeinschaft deutschsprachiger Autoren e. V.)

Die IGdA ist Forum

Sie finden bei mehrtägigen Treffen Autoren, mit denen Sie Gedanken und Kritik austauschen können.

Sie veröffentlichen in der Literaturzeitschrift „IGdA-aktuell“ und im IGdA-Almanach Ihre Texte.

Sie präsentieren sich und Ihre Texte im Internet.

Die IGdA ist Trainingsplatz

Sie können in Workshops Ihre Fähigkeiten vertiefen und an öffentlichen und internen Veranstaltung teilnehmen.

Informationsmaterial:
Geschäftsstelle der Interessengemeinschaft
deutschsprachiger Autoren e. v. (IGdA)

Maria-Luise Kleineberg
Überm Schradweg 25
31558 Hagenburg
info@igda.net

www.IGdA.net